Die Constitution.

Tagblatt

für constitutionelles Volksleben und Belehrung.

Verlags-Buchhandlung: J. Wenedikt.

Verantwortlicher Redakteur L. Häfner.

Motto: Freiheit und Arbeit!

Nr. 31. Wien, Donnerstag den 27. April. 1848.

Vorläufige Beurtheilung der neuen Constitution.

Deutschlands Völker sind in Folge der stattgefundenen Umwälzungen in ein Rechtsverhältniß gegenüber der Fürsten getreten, es gibt keine oktrovirte Karten mehr, und somit können wir unsere Constitution nur als die Vorläuferin einer vokksthümlichen Verfassung, wie sie dem politischen Fortschritte der Jetztzeit angemessen ist, ansehen.

Das Patent vom 15. März sagt: „Wegen Einberufung von Abgeordneten aller Provinzialstände mit verstärkter Vertretung des Bürgerstandes und unter Berücksichtigung der bestehenden Provinzialverfassungen zum Behufe der von Uns beschlossenen Constitution des Vaterlandes ist das Nöthige verfügt."

Diese Abgeordneten einerseits und die Repräsentanten der Regierung anderseits haben also die vorliegende Constitution verfaßt und definitiv beschlossen, denn im Constitutionspatente heißt es: „sie habe allen Unterthanen ohne Ausnahme, sowie allen geistlichen, Civil- und Militär-Autoritäten (richtiger gesagt: allen österreichischen Staatsbürgern) zur unverbrüchlichen Richtschnur zu dienen." Uebrigens soll diese Constitution laut §. 9 bei Eröffnung des ersten Reichstages vom Kaiser bereits beschworen werden.

Nach unserer Ansicht war aber nur der Reichstag, und nicht die Versammlung der alten Provinzialstände, die sich zum Theil selbst nicht für competent hiezu halten konnten, zur obenerwähnten Mitwirkung beim Verfassungswerke berufen, daher allem diesen eine provisorische Wahlordnung hätte vorausgesendet werden sollen, damit eine aus wirklichen Volksvertretern und nicht aus

den Feudalständen hervorgehende Constitution zur Lösung der hochwichtigen Verfassungsfrage zusammengestellt worden wäre.

Dieses voraus lassend finden wir über einige wesentliche Punkte Folgendes zu bemerken:

ad 10, 15 et 45. Die Schwierigkeit, ein freisinniges Gesetz, insbesondere in Ansehung der Reichsverfassung bei den durchaus conservativen Elementen des Senats durchzubringen, liegt am Tage, und hierzu kommt nun noch das absolute Veto im Falle eines, zwei oder höchstens dreimaligen Gesetzvorschlages, wenn selber durch beide Kammern gegangen, dahin zu beschränken, daß es sodann einer weitern Sanktion nicht mehr bedürfe.

ad 11 et 13. Geldbelohnungen für Verdienste um den Staat, außerordentliche Dotationen und dergleichen, wodurch der präliminirte Staatsaufwand überschritten wird, sollen dem Reichstagsbeschlusse unterzogen, die Verleihung erblichen Adels aber in Hinkunft beseitigt werden.

ad 17 et 27. Das durch Strafbestimmungen und Ungiltigkeitserklärung sanktionirte Verbot gemischter Ehen zwischen Christen und Juden soll als ein wesentliches Hinderniß einer wirklichen Emancipation der Letzteren aufgehoben und überhaupt die Schließung der Ehe am Civilwege bewilligt werden.

ad 18. Da nach den auch dermal fortbestehenden Polizeigesetzen und Verordnungen in gewissen Fällen Hausdurchsuchungen stattfinden können, so bedarf dieser einer schärferen Fassung.

ad 23. Bei der Freiheit der Auswanderung fragt es sich, ob auch künftighin Vermögensabzüge Platz zu greifen haben?

ad 34. Ohne hier dasjenige, was wir ander Orten gegen das Zweikammersystem gesagt und noch oft sagen werden, zu wiederholen, glauben wir nur bemerken zu müssen, daß, wenn schon überhaupt ein Senat bestehen muß, derselbe allenfalls aus der Klasse der Höchstbesteuerten, der großen Gutsbesitzer, aus den Corporationen der Intelligenz, was wohl auch in der Absicht des Gesetzgebers zu liegen scheint, gewählt, **aber jedenfalls nur vom Volke oder mindestens von der Kammer der Abgeordneten selbst gewählt werden soll,** was dann alles viel einfacher durch ein Einkammersystem erreicht wird. Uebrigens wird eine dreijährige Dauer des Reichstages genügen, eine längere aber der Corruption Thür und Thor öffnen.

ad 35. a) Da nur der Thron, nicht aber die Vertretung ein erbliches Recht sein soll, so können wir uns mit der Ausnahmsstellung der Prinzen des kaiserlichen Hauses nicht einverstehen.

b) Ebenso streitet auch die Ernennung lebenslänglicher Senatsmitglieder, und zwar ohne Beschränkung auf eine gewisse Anzahl, gegen den Geist volksthümlicher Repräsentation.

c) Endlich finden wir die Bedingung großen Grundbesitzes einer bereits entschwundenen Zeit entnommen, zumal würdige Repräsentanten dieser Klasse von Staatsbürgern ohnehin durch die Volkswahl in die Kammer gelangen werden.

ad 36. Bei dieser Art Zusammensetzung des Senates ist es kaum denkbar, daß sich darin auch nur einige Oppositions-Elemente finden werden, daher denn auch die freisinnigen Anträge der zweiten Kammer in der Regel schon im Senate zu nichte werden müssen, ehe sie noch zur Sanktion des Landesfürsten gelangen. Da im Weitern Fälle vorkommen dürften, wo die Mitglieder beider Abtheilungen in gemeinschaftliche Berathungen zusammentreten, so ergibt sich auch hieraus die Unzukömmlichkeit einer unbeschränkten Anzahl von Senatoren gegenüber der Bestimmung von 383 Mitgliedern der Kammerabgeordneten. Man erinnere sich der Pairsstube Louis Phipps und überdieß deutet auch der §. 49 darauf hin, daß die Kammer der Abgeordneten die doppelte Anzahl der Senats-Mitglieder enthalten soll.

Der Ausdruck: „Die Wahl der Abgeordneten beruht auf der Vertretung aller staatsbürgerlichen Interessen" läßt eine bedenkliche Auslegung kastenartiger Untertheilung, was sich heut zu Tage als ganz unzulässig darstellt.

ad 42. „Die Verhaftung eines Kammermitgliedes, wenn es auf der That ergriffen wird (wie oben in §. 18) ist zulässig." Es entsteht billig die Frage: auf welcher That? denn sonst könnte man bei Herabnahme eines beliebigen Plakates ohne weiters verhaftet werden.

ad 47. Die Steuerbewilligungen, Budgetsverhandlungen und andere, die wesentlichsten Volksinteressen betreffenden Verhandlungen gehören ausschließend nur vor die Kammer der Abgeordneten. Der Schlußsatz dieses §. zeigt aber, daß diese Gesetzesvorschläge auch vor den Senat zu kommen haben, eine Einrichtung, die wir ganz verwerflich finden, weil auf diese Weise Alles, was die Erstere zur Erleichterung der Volkslasten in Antrag bringt, von dem conservativen und zwischen Fürst und Volk als eine eigentliche Scheidewand hingestellten Senate vereitelt werden kann und sicherlich vereitelt werden wird.

ad 54. Ein dringendes Bedürfniß war es, die bisherige Einrichtung und

Wirksamkeit der Provinzialstände mindestens dort, wo dieses von dieser Feudalcorporation selbst anerkannt wurde, nicht in Statu quo zu erhalten, sondern zeitgemäß sogleich provisorio modo abzuändern, indem ohne genügende Vertretung des Bürger- und Bauernstandes entsprechende Vorlagen in Absicht auf eine volksthümliche Gestaltung der Provinzial-Interessen nicht wohl zu gewärtigen sind.

Wien, am 25. April 1848.

Offener Brief für die hiesigen Putzhändlerinnen und Putzarbeiterinnen.

Unter den Unzähligen, welche sich in Wien von der Hände Arbeit ernähren, sind der Armen Aermste die, welche sich mit Putzarbeit dürftig fortbringen müssen. Das Leben eines mit Putzarbeit sich fortbringenden Frauenzimmers, wenn sich dasselbe streng in Sitte und Zucht erhalten will, und Dank sei Gott, daß diese Zahl die noch überwiegende ist, ist eines der elendesten, was man sich nur denken kann.

Zuerst die Frauen der Putzhändlerinnen. Besonders in letzterer Zeit sind hunderte von ihnen zu Grunde gegangen, weil sie ihr weniges Geld, was sie im Geschäfte hatten, verloren; weil sie ferner für die nothwendigsten Ausgaben, worunter der unermeßliche Zins eine Hauptrolle spielt, nicht die gehörigen Einnahmen machen können. Nicht mehr im Stande die Arbeiterinnen zu ernähren, greifen sie in der Noth manchmal zum Schlechtesten, und leider hat man mehrere dieser Bürgerinnen des Staates in ihren Arbeits- und Verkaufsgewölben Aufseherinnen von Serails gleichen gesehen, wie sie den rohesten Lüsten des Auswurfs einer Männerwelt um elendes Geld Vorschub gaben, blos um sich erhalten, um nicht betteln zu dürfen, oder mit Sack und Pack auf die Straße gesetzt zu werden.

Unzählige Beispiele zeigen, daß Frauenzimmer, die sich überlassen und einiges Geld in Händen haben, um sich ehrlich und redlich durchzubringen, dasselbe in das ihnen einzig zustehende Geschäft werfen, welches leider bei äußerstem Fleiß bei Tag- und Nacht-Arbeit nicht zu halten ist. Eine natürliche Folge davon entsteht, daß aus Frauen wieder unglückliche Arbeiterinnen werden müssen, deren Aufgabe für die künftige Zeit des Lebens wird, für ihre verlorne Habe zu weinen. Unleugbar bleibt es ferner gewiß, daß die meisten verdorbenen Frauenzimmer in unserer Stadt einst diesem Stande angehörten, und nicht etwa im freien Trieb, nein — in der Verzweiflung hungern zu müssen, sich des verworfenen Lebens mit Eckel hingaben.

Ich komme nun auf die Arbeiterinnen. Es ist das Loos dieser Armen das ärgste, was man sich denken kann. Trotzdem daß sie sich von 6 Uhr früh bis

Abends 8 Uhr und des Sonntags und des Nachts abarbeiten, können sie sich nicht so viel verdienen, was sie nur zum Nothwendigsten brauchen. Dieses Uebel steigert sich aufs Höchste, wenn eine Krankheit oder Arbeitslosigkeit eintritt. Arbeitslosigkeit ist gewöhnlich der Wendepunkt im Leben dieser Armen — Tugend ohne Brot — — — das Laster mit seinen Reizen. Wer mag hier den Stein über eine Gefallene aufheben, die Noth und Elend dem Laster in die Arme warf?

Also auf jede mögliche Art Arbeit geben; auch für diesen Zweig der bürgerlichen Gesellschaft muß gedacht werden. Zur überhandnehmenden Arbeitslosigkeit aber ist der Grund zu suchen. Wir haben ihn gefunden.

Es ist schon lange ein Uebel eingeschlichen, welches, wenn es radikal kurirt, für unsere armen Putzarbeiterinnen und Putzhändlerinnen von großem Nutzen sein dürfte. Von dem Fleiß und der Emsigkeit einer Wiener Arbeiterin kann sich die weibliche Bevölkerung der Welt ein Beispiel nehmen, daher ist es auch nur Pflicht, ihnen die Arbeit, die ihnen lieb und werth geworden, zu verschaffen.

Das Uebel liegt meist in drei Punkten.

1. Daß so viele Französinnen in der Stadt sind, welche sich unter dem Titel Pariserinnen ungeheures Vermögen sammeln, mit welchem sie nach einiger Zeit wieder in ihr Vaterland zurückkehren, und uns neue Kandidatinnen zu unsern Verderben schicken.

2. Daß das Einschmuggeln von fremden, besonders französischen Putzartikeln so in Mode ist; jeder, der im Dienst oder zu seinem Vergnügen in fremden Landen gewesen, etwas zum Schaden unserer Arbeiterinnen mitbringen muß, und

3. daß es traurig ist, dem höchsten, hohen und niedern Adel der Geldaristokratie und sogar dem Bürgerthum noch immer vorwerfen zu müssen, daß sie es vorziehen im fremden Putz sich zu gefallen, als dem einheimischen fleißigen Mädchen Arbeit zu verschaffen; daß, statt stolz zu sein, sich nach deutscher Weise in inländische Fabrikate sich zu kleiden, sie noch immer vorziehen ihr Geld für die leichte Waare, nicht weil sie schöner und besser — nein, weil sie den Stempel französisch trägt, ins Ausland zu schicken.

Um gerade diesen Punkt, diesen 3. Punkt gehörig zu belegen, muß ein kleines Histörchen heraus, welches unter meinen Augen und unter meiner stillen Observanz vor sich ging.

In den Laden einer hoch im Zins stehenden deutschen Madame (Putzhändlerin) tritt eine Fürstin, wir wollen sie X. nennen, und sucht unter den ihr hingestellten fertigen Damenhüten herum.

Nachdem sich Se. Gnaden für einen entschieden, frägt sie um den Preis. Die ganz demüthige Antwort war: Acht Gulden.

Hoho! zu theuer, zu theuer, sagt die Fürstin X.

Aber Ew. Durchlaucht zahlen, ich weiß es, einen solchen Hut von der

Französin B...., der eben dieselbe Waare auf sich hat, um zwanzig Gulden bemerkt die Madame unterwürfig.

Antwort der Fürstin: Ja, mein Kind, es ist wahr, der Hut der B.... ist nicht schöner und besser, aber mon Dieu! der Name, der Name, es hat doch einen ganz andern Klang, wenn der Hut von einer Französin ist, ich zahle den Namen B....

Es ist hier zu bemerken, daß die Fürstin X. eine Deutsche, und die Französin, wo sie ihre Hüte bezieht, nicht einen theueren Laden zu bezahlen hat, sondern blos in ihrem Salon die Herrschaften kühl empfängt und besteuert.

O ihr hohen Frauen, welch unseliges Verderbniß bringt ihr durch solch elendes Vorurtheil über euer deutsches Vaterland!

Jetzt wißt ihr die Quelle eures Verderbens, meine lieben Arbeiterinnen, benützt also die jetzige Zeit, bringt die zwei ersten Punkte zu Ohren unseres guten Ministers und bittet ihn, sich bei der allgeliebten Landesmutter zu verwenden, daß von den Stufen des Thrones das Beispiel gegeben werde, sich jetzt in dieser dringenden Zeit wenigstens alles ausländischen Putzes strengstens zu verwahren, damit in unserer Stadt nicht die deutschen Farben aus dem Fenster hängen, ihre Frauen aber in französischen Hauben und Hüten herumstolziren, und sich an den hohläugigen deutschen Arbeiterinnen weiden. Alexander.

Was zahlt der österreichische Bauer?

„Es gibt gewiß viele Herrn in der Stadt, die nicht wissen, was wir Bauern alles zahlen und leisten müssen, und wenn sie in einem Fiaker oder sonst einen schönen Wagen auf das Land fahren, sich über uns aufhalten, daß unsere Fahrtwege so schlecht sind," so sagte jüngst ein Bauer einem reichen Bürger: „Sehen Sie, sprach er weiter, ich will ihnen nun kurz und bündig aufzählen, was wir Bauern in Niederösterreich Alles zahlen und leisten müssen."

„Ich besitze eine Halblehenwirthschaft, wozu 14 Joch Aecker und 1½ Joch Weinland, nebst etwas Wiesen- und Gartenland gehört, so daß ich in Summe 17⅛ Joch Gründe besitze, die nach meinen Steuerbogen einen jährlichen Reinertrag von 83 fl. 28 kr. C. M. abwerfen sollen. Jeder weiß, daß der Reinertrag im Steuerbogen, besonders was das Weinland anbelangt, viel zu hoch angesetzt ist, aber ich will ihn doch als richtig annehmen.

Von dieser meiner kleinen Wirthschaft muß ich nun jährlich folgendes zahlen und leisten:

1. An Grund und Haussteuer und Domestikal-Beitrag laut Steuerbüchels . . . . . 12 fl. 13 kr.
2. Für Kreisauslagen vom Gulden 1 kr. . . . . — „ 11 „
3. Für Militär Vorspann und Einquartirung rechne ich über Abzug der Vergütung die ich erhalte nur noch . . . . . 1 „ 18 „

4. Im Winter müssen wir auf der Landstrasse Schnee schaufeln, wofür wir dem Pächter bezahlen . . . . . — fl. 48 kr.

5. An Zugroboth zur Kirche, Pfarrschule jährlich wenigstens 1 Zugtag (bei größern Baulichkeiten noch viel mehr) das macht verwerthet . . . . . 2 „ 24 „

6. Zu den Gemeindeauslagen muß ich jährlich beitragen . . — „ 36 „
(In manchen Gemeinden steigt dieser Beitrag bis zu 5 fl. C. M.)

7. Die Gemeinderoboth muß ich mit dem Zuge leisten, da trifft mich mit Inbegriff des Wegmachens jährlich wenigstens dreimal die Reihe, den Zugtag à 2 fl. 24 kr. gerechnet, macht . . . . . 7 „ 12 „

8. Weiters habe ich beizutragen, theils in Körnern, theils im Gelde:

Für den Schullehrer, ohne das Schulgeld zu rechnen . . . . . 2 „ 3 „
„ „ Feldhüther . . . . . — „ 30 „
„ „ Nachtwächter . . . . . — „ 24 „
„ „ Viehhirten . . . . . 4 „ 34 „
„ „ Rauchfangkehrer . . . . . — „ 4 „
„ die Sicherheitswache . . . . . 1 „ — „
Und zur Armenversorgung . . . . . — „ 30 „

9. Zur Herrschaft habe ich zu zahlen:

An Haus und Grunddienst . . . . . — „ 18 „
An Zehent, wobei ich nur den 10. Theil des Reinertrags rechne . 8 „ 12 „
Für Zugroboth, die bei uns noch sehr billig für immerwährende Zeiten abgelöst ist, zahle ich jährlich . . . . . 7 „ — „
An Laudemium (Veränderungsgeld) wo ich den Reinertrag nur zu 5 Perzent kapitalisire und auf 15 Jahre eine Veränderung rechne, entfällt auf 1 Jahr . . . . . 5 „ 43 „
An Todenfallsgeld (Mortuar) nur die Hälfte vom Laudemium ohne Rücksicht auf sonstige Taxen und die bedeutenden Stempelgebühren entfällt auf 1 Jahr . . . . . 2 „ 51 „
Meine Zahlungen und die zu Geld angeschlagenen Leistungen machen jährlich eine Summe von . . . . . 57 „ 51 „

Mir bleibt also von meinem Reinertrage vom 83 fl. 28 kr. C. M. nur mehr 25 fl. 37 kr. C. M., ich zahle also beinahe 69 Perzente.

Ich habe bei dieser meiner Rechnung nichts überspannt; die Versicherung gegen Feuerschäden, die ich als ordentlicher Hauswirth auch bestreiten muß, gar nicht erwähnt, ich habe die vielen Stämpelgebühren, die ich bei jeden selbst dem kleinsten Geschäfte bezahlen muß, und die Verzehrungssteuer die oft höher ist als der Preis meines Weines, und ihn im Werthe so sehr herab drückt, gar nicht in

Anschlag gebracht. Daß wir Bauern also viel sehr viel, ja zu viel leisten müssen, werden Sie mir gewiß zugeben.

Viele andere Bauern anderer Herrschaften aber, sind noch in gedrückterer Lage, besonders wo die Roboth nicht abgelöst ist, wo sie noch Dienst in Körnern, oder sonstige Naturalgaben entrichten müssen.

Unsere armen Kleinhäusler, die oft von einem kleinen Grunde und dem Taglohne leben, sind noch übler daran, denn auch sie müssen Steuer zahlen, Einquartirung tragen, zu den Kreis- und Gemeindeauslagen beitragen, Schnee schaufeln, zu Kirchen, Pfarr- und Schulbaulichkeiten und zur Gemeinde mit der Hand robothen; für den Schullehrer, Feldhüther, Nachtwächter, Viehhirten, Rauchfangkehrer, die Armen-Beiträge leisten, den Dienst der Sicherheitswache verrichten, zur Herrschaft robothen, Zehent geben und Veränderungs- und Todtenfallsgelder zahlen. Bei ihnen wird also ihre Arbeit sehr besteuert.

Darum, mein Herr Bürger, fordern wir Bauern wohl mit Recht, daß unser Loos erleichtert werde, daß nicht wie bisher, wo wir zum Schweigen verdammt waren, Grund und Boden so sehr besteuert bleibe. Wir fordern daher billige und vollständige Ablösung der Roboth und des Zehents und die Mittel hierzu; wir fordern noch mehrere Verringerung der Verzehrungssteuer, wir fordern statt der 10 % Grund- eine dem Vermögen angemessene Steuer, wir verlangen Besteuerung der großen Kapitalisten; ein Rothschild, ein Sina können mehr als 1500 fl. Erwerbsteuer bezahlen. Darum mein Herr Bürger, sind auch unsere Strassen noch so schlecht, weil wir zu viel und andere zu wenig zahlen und leisten."

Am 14. April 1848. Franz von Mörl,
Amtmann.

Franz Zenzinger reiste im Jahre 1838 in Oberösterreich als Webergeselle. Auf dieser Route berührte er Seitenstätten, in dessen Nähe zur selben Zeit eine Mordthat verübt wurde. In Freistadt, wo Zenzinger eben im Begriffe war bei seinem früheren Meister wieder einzutreten, langten die Steckbriefe an, die zufällig auf das Exterieur des Zenzinger paßten; selber ward eingezogen und über ihn die Criminal-Untersuchung verhängt. Bei der Festnehmung ward Zenzinger so roh mißhandelt, daß er von einem Nervenschlage gerührt wurde. Im Gefängnisse bekam er durch 3 Tage nichts zu essen, um ihn zum Geständnisse zu zwingen. Aus Hunger schrie er am 3. Tage so, daß man es im 3. Stocke hörte und ihm endlich etwas zu essen schickte. Zwei Tage darauf kam Abends der Gefängnißwärter „Peter Müller" in den Kerker zu Zenzinger mit den Worten: „Hund verdammter! jetzt gesteh'!" und begleitete diese Worte

mit 3 Faustschlägen in sein Gesicht, daß das Blut aus Zenzingers Nase und Mund herausstürzte, und Zenzinger zu Boden sank. Auf den hilflos Daliegenden sprang der Wärter mit beiden Füßen viermal, und brach ihm dabei 3 Rippen. Einige Tage darauf erschien der Wärter wieder mit der Anfrage, ob er aufstehen könne, was Zenzinger jedoch nicht im Stande war. Er forderte nun Zenzinger auf, vor ihm auf die Knie zu fallen, worauf er ihn dann auszulassen versprach, da sich Zenzingers Unschuld bereits herausgestellt habe. Zenzinger verweigerte dies im Gefühle seiner Unschuld, worauf ihn der Wärter hinauf führte. Hier erklärten ihm die Criminalrichter, daß der Thäter bereits gefunden, und also Zenzinger freigelassen werde. Zenzinger bekam, trotz den von ihm gestellten Anforderungen, weder Schmerzengeld, noch irgend einen Kreuzer Geld, und sogar das Unschuldzeugniß ward ihm vorenthalten. Zenzinger, körperlich völlig zu Grunde gerichtet (eine Hand und ein Fuß zittern fortwährend), ist bis heute nicht im Stande, sich durch was immer für eine Arbeit irgend etwas zu verdienen, während derselbe vor seiner Gefangennehmung ein gesunder, rüstiger Jüngling war. Von der Weberzunft da und dort unterstützt, lag Zenzinger nach und nach in 23 Spitälern. In Ischl traf Zenzinger zufällig mit Erzherzog Franz Karl zusammen, der sich des Armen erbarmte und ihm Hilfe versprach. Der Erzherzog ließ die Sache gleich untersuchen, ließ dem Zenzinger eine Unterstützung zukommen, damit selber nach Gastein reisen und dort baden könne, und forderte den Zenzinger auf, sich in Wien an ihn zu wenden. In Gastein bekam Zenzinger (in Folge der ihm von Peter Müller zugefügten Brustverletzungen) das Blutbrechen, und mußte somit das ihn zu sehr angreifende Bad aufgeben, das er gegen seine heftigen nervösen Schmerzen in Hand und Fuß gebrauchen wollte. Durch Verwendung des menschenfreundlichen Erzherzogs bekam Zenzinger inzwischen sein Unschuldszeugniß. Nach einiger Zeit in Wien angelangt, konnte er durchaus nie zum Erzherzoge vorgelassen werden; derselbe genoß bis zu diesem Monate eine kleine Unterstützung von Fürst Alois Liechtenstein, nun ist ihm aber auch diese einzige Unterstützung von diesem Monate an von den fürstlichen Beamten verweigert, und Zenzinger ist hilflos und verkrüppelt in die Welt hinausgestoßen.

Wir empfehlen diesen Franz Zenzinger (Gumpendorf, neue Gasse Nr. 403) dringend der Wohlthätigkeit derer, die etwas für ihn thun können, und fordern auf das Dringendste, daß die Untersuchung gegen obigen „Peter Müller" eingeleitet werde, da es nur zu wahrscheinlich ist, daß in dem Leben dieses

Gefangenwärters obige Schandthat wohl ihre Gefährten haben wird, die das Dunkel der Todten begraben haben mag.

Der fromme Hofrath Erben erklärte dem Zenzinger (als er um eine Audienz oder Unterstützung bat), daß er sich durchaus nicht mehr dürfe blicken lassen, und er möge ihm nie mehr unter die Augen kommen.

Keine feldärztlichen Gehilfen, keine Josephs-Akademie mehr!

Es verbreitet sich das Gerücht, daß der Hofkriegsrath auf Antrag der Josephs-Akademie aus Mangel an promovirten Militärärzten die schon vor Jahren zum Heile der Menschheit aufgehobenen feldärztlichen Gehilfen abermals einführen wolle! Wer da weiß, daß unter feldärztlichen Gehilfen Leute zu verstehen sind, welche in der Arzneikunde noch keinen Unterricht erhalten haben und doch oft durch viele Jahre in der Armee als Aerzte Dienste leisten sollen, bevor sie zu den Studien in die Josephs-Akademie berufen werden, — wer dies weiß und es mit dem Wohle der Menschheit redlich meinet, muß von diesem unmenschlichen, der Wissenschaft und den Verhältnissen der Gegenwart Hohn sprechenden Vorhaben empöret werden. Denn wenn auch diesen genannten feldärztlichen Gehilfen im gewöhnlichen Laufe der Dinge nur untergeordnete ärztliche Verrichtungen zugewiesen werden, so ist davon abgesehen, daß sie schon in diesem beschränkten Wirkungskreise schaden können, sehr zu fürchten, daß was bei ihrem früheren Bestehen geschah, sich wiederhole und dieselben bei Ausbruche einer Epidemie oder im Falle eines Krieges mit den wichtigsten ärztlichen Verrichtungen — selbstständige Hospitalsverwaltungen nicht ausgenommen — beauftragt werden. Welch Unheil daraus entstehen müsse, sieht Jedermann ein. Wie kam man aber zu diesem Plane? — Der Staat leidet keinen Mangel an Civilärzten. An diese erlasse man einen Aufruf mit ehrenhaften Bedingungen und die Armee wird tüchtige Aerzte in hinreichender Anzahl erhalten. Warum erläßt man diesen Aufruf nicht, warum machet die Akademie nicht wenigstens den Vorschlag dazu? Die Antwort auf diese Fragen ist folgende: Die in den letzten Zügen liegende Akademie will annoch nicht sterben. Sie intriguirt noch auf dem Todtenbette. Alle Sachverständigen sind überzeuget und die meisten Mitglieder der Akademie selbst stimmen dafür, daß dieselbe zum allgemeinen Besten aufzuheben sei, da sie ihrem Zwecke nicht entspricht. Dieser Zweck bestehet darin, die Armee mit tauglichen Aerzten zu versehen. Die Akademie hat jedoch nicht das Materiale, solche Aerzte zu bilden. Die Kranken, an welchen ihre Schüler die Studien machen, sind größtentheils nur aus dem männlichen Geschlechte und aus einer sehr beschränkten und zwar aus der kräftigsten Altersklasse genommen. Die Gebärabtheilung leidet steten Mangel. Der Secirtisch besonders in Hinsicht auf pathologische Anatomie — die neue Grundwissenschaft aller medicinischen Wissenschaften entbehret oft tagelang tauglicher Objekte. Die Akademie bestehet seit mehr als einem halben Jahrhundert und stets litt

und leidet noch immer die Armee den empfindlichsten Mangel an Aerzten, obwohl sie die bei weitem größere Zahl derselben aus den Civilärzten aufnahm. Von diesen waren die meisten durch traurige Verhältnisse dazu gezwungen und ich glaube nicht, daß der Armee durch den Gewinn derselben Glück zu wünschen war. Aerzte, welchen sich die Erkrankten in der Armee mit Zuversicht anvertrauen können, wird diese nur erhalten, wenn man den Arzt gleich bei seinem Eintritt dem Offizier in jeder Hinsicht gleich stellet und daher auch jenem, sowie diesem, die Möglichkeit bietet, zu der höchsten militärischen Würde zu gelangen. Die Beförderung der Aerzte sei von jenen der Offiziere nicht getrennt, sondern eine gemeinschaftliche. Welchen Opfern, welchen Anstrengungen unterziehet sich der Studirende, um sich die ärztlichen Kenntnisse anzueignen? welch lange Reihe von Jahren ist dazu nöthig? nicht eine weit längere als um auf dem gewöhnlichen Wege ohne diese Opfer, ohne diese Anstrengungen Offiziere zu werden? Ist es daher nicht ein schreiender Beweis von Ungerechtigkeit, ja von vandalischer Geringschätzung der Wissenschaften, noch immer mit der völligen Gleichstellung des Arztes mit dem Officiere zu zaudern?

Man gewähre einmal dieselbe, und hebe ohne die Furcht, keine Aerzte für die Armee zu erhalten, die den Zeitverhältnissen nicht mehr entsprechende Akademie auf, jene Akademie, welche den Vorschlag gemacht haben soll, das Institut von feldärztlichen Gehilfen, welches sich bereits verderblich bewährte und daher aufgehoben wurde, wieder einzuführen!

Dr. Schnaubelt.

Notizen.

(Russenfurcht.) Auszug aus einem Privatschreiben Teschen in k. k. Schlesien vom 21. April 1848. Es wäre unser sehnlichster Wunsch, wenn wir Dich wenigstens auf einige Tage in unserer Mitte haben könnten, denn wir wissen nicht, ob wir uns jemals wieder sehen werden. Wenn du wüßtest, in welcher namenloser Angst und Schrecken wir hier leben! Wir erwarten tagtäglich das Hereinbrechen der Russen, stündlich kommen Schaaren von flüchtigen Familien, oft im entsetzlichsten, erbärmlichsten Zustande, so daß einem das Herz springen möchte; leider fehlt es allgemein an Transportmitteln, da durch die entsetzlich gesteigerte Noth alles Vieh verkauft und hinweggetrieben wurde, — Niemand will hier bleiben, denn man hält sich auch bei uns nicht mehr sicher — es werden manchmal ganz unglaubliche hohe Anbothe zur Weiterbeförderung gemacht und meist vergebens. — Bei der letzten polnischen Revolution im Jahre 1846 blieben viele Flüchtige in Teschen, da hatten auch wir keine Furcht; aber jetzt — O Gott! ich darf gar nicht daran denken; — viele hiesige Familien ziehen weg, die meisten packen ihre werthvollern Sachen zusammen, vermauern und vergraben selbe — und denke dir, so nahe an der Gränze haben wir dennoch seit 6 Wochen keinen Mann Militär, wer soll uns Arme beschützen?! — Die Regierung thut gar nichts, von

Krakau bis Wien stehen in allem nur 3000 Mann, will man denn absichtlich die Augen vor Rußland verschließen? Allgemein glaubt man, daß ein allgemeiner Aufstand Galiziens zunächst ausbrechen müsse. Die Bauern können es kaum mehr erwarten, über die Adeligen herzufallen, behaupten jedoch fortwährend, daß sie für den Kaiser gut gesinnt sind.

In Krakau sind schon über 2000 Emigranten, aus Frankreich, England, Belgien ꝛc. eingetroffen, sie sind in den Häusern einquartirt, ohne Geld, im elendesten Zustande, folglich der Stadt zur großen Last — das Militär ist Tag und Nacht unter Waffen — doch was nützt diese wenige Mannschaft! — Unglückliches Land!

(Weil du weder warm noch kalt bist, so will ich dich aus meinem Munde speien.)

Zählen Sie sich zur conservativen oder liberalen Partei?

So fragen wir den Verfasser des Aufsatzes „das konstitutionelle Petitionsrecht" in der Wiener Zeitung vom 18. April.

Sie definiren eine Demonstration dahin ab, daß selbe ein moderner Auswuchs des volksthümlichen Petitionsrechtes, eine Vorstellung, eine Einsprache im ungesetzlichen Wege ohne Ernst und Würde, ohne aufrichtige und gesetzliche Form ist.

Mit dieser Definition verdammen Sie unsere März-Revolution (und auch jeden andern Verfassungs-Umschwung im jetzigen jungen Europa) vom Gesichtspunkt der früheren Staatsverfassung aus, betrachtet; denn sie gleicht Ihrer Definition auf ein Haar; Ernst und Würde ausgenommen.

Glauben Sie, daß ohne Demonstration ein feiler Minister je abgedankt, daß wir eine Preßfreiheit, eine Constitution im wahren Sinn und ausgedehnter Bedeutung erhalten, oder daß die Ligourianer mit ihrer verächtlichen Suite das Kloster jemals geräumt hätten?

Glauben Sie es? — wir nicht.

Sie sagen weiter, daß für Sie das Preßgesetz durchaus kein Gegenstand der Liebkosung oder der besondern Anpreisung ist, daß manche Stellen darin offenbar gegen den Geist der ursprünglichen Anlage eingeschaltet sind, die dem strengen Urtheile der constitutionell-juridischen Kritik nicht Stich halten können.

Ganz gut! im liberalen Sinn gehalten! Allein gleich sagen Sie darauf, daß Sie nicht so schwarz, wie viele andere sehen, und daß die freie Presse dieß Gesetz und dessen Anwendung (es soll heißen: die Anwendung dieses Gesetzes) um so weniger zu fürchten habe, als die Dauer desselben als provisorisches Gesetz, ohnehin eine kurze sein muß, und die Staats-Anwälte und Richter (ich glaube, diese sind Land- oder Hofräthe) gerade jetzt in der Zeit unserer Jugendkraft und Blüthe der errungenen Freiheit gewiß nicht die entfernteste Lust haben, dieses zeitweilige Gesetz, als schwarze Nachtvögel terroristisch auszulegen und anzuwenden."

Können Sie uns dieß verbürgen? — Wir glauben, dieser Anforderung werden Sie nicht Stich halten.

Gegenüber der Constitution darf auch kein provisorisches Preßgesetz existiren, welches die, mit derselben verbundenen Rechte verletzt und als verletzend gegen dieselben ist es von der Gesammtzahl der studirenden Jugend und Literaten, ja selbst von einem Minister angesehen und erkläret worden. Sie treiben die Nachsicht zu weit. — Verdammen Sie uns alle, weil wir ihm, dem Preßgesetz, Autodafè zum Taufgeschenk gebracht haben, — betrachten Sie das selig entschlafene Preßgesetz als fortbestehend, pflegen und warten Sie es, versuchen Sie, ihm einen Lebenshauch zu entlocken. — Wir hindern Sie nicht — aber fordern Sie es von uns nicht. — Unter uns werden sich keine Proselyten für Sie finden. —

Weiter heißt es: „Eine noch grellere Demonstration war aber die Austreibung der Liguorianer in Folge einer Katzenmusik."

Wir haben weder der Katzenmusik noch der Vertreibung beigewohnt, daher können wir nicht verstehen, ob die Katzenmusik (als eigentliche Demonstration) oder die Austreibung grell war. Darum lassen wir dieß dahingestellt und führen Ihre ferneren Worte an. Sie sagen, daß Sie gewiß, kein Freund dieses Convents sind, der seit 30 Jahren nichts als Frömmelei und Erbschleicherei getrieben hat, für wahre Gottesfurcht, Bildung und Wissenschaft aber nicht das Mindeste geleistet hat (dieß ist auch nicht wahr, viele Studierende bekommen dort unentgeltlich eine gute Kost).

Sie segnen die Stunde, in welche diese nutzlose Brüderschaft, Wien und Oesterreich verließ, und hoffen zu Gott, daß sie nie mehr wiederkehren werde (sonderbar! einmal sagte uns die Wiener Zeitung, daß sich die Liguorianer nur so lange entfernen, als die Volksstimmung einen so bedenklichen Charakter zeige).

Sie sagen aber dann gleich darauf, daß Sie mit Staunen, mit dem tiefsten Bedauern erfüllt wurden. (Warum denn gar so empfindsam sein? Wir verspürten nichts von allem dem), also sie wurden mit tiefsten Bedauern erfüllt, als heute eine Katzenmusik die Patres aufscheucht, morgen eine Anzahl wohlmeinender Nachbarn, ohne sonstiger Autorität (die Wiener Zeitung sagte uns einst das Gegentheil) ihnen sehr dringend räth, sich zu entfernen, am dritten Tage aber das Organ der Provinzial-Verwaltung diese unfreiwillige Resignation der verjagten Ligourianer, als eine vollbrachte Thatsache, ohne weiters gut heißt. —

Wir fragen: Was hätte die Verwaltung nach ihrer Ansicht thun sollen. Die vertriebenen Ligourianer zurückrufen? Die Concertisten à la Katter arretiren? sich zu Tode kränken oder höchlich erboßt sein, ob eines solchen Frevels? Wir glauben, die Verwaltung hat in ihrem kurzen Prozeß nach Recht und Consequenz gehandelt.

Wenn die gutmüthigen Wiener, Kloster- und Kirchenfenster eingeschlagen, Thüren gesprengt und die fetten Patres von den, mit leckern Gerichten besetzten Tische weggejagt hätten, da wäre uns Schauder durch den Rücken und tiefes —

Bedauern durch die Brust geschossen, oder wenn wir bei der Expulsion der Ligourianinnen (oder soll man sie anders nennen?) im neu gebauten Hause der Ligourianer auf der Wieden und am Rennweg zugegen gewesen wären, da hätten wir nach dem Berichte von Augenzeugen sehr grelle, schaudererregende Consequenzen bemerken können.

Die Staatsverwaltung und mittelbar auch wir sind Ihnen sehr verbunden, für Ihre am Schlusse angebrachten, wohlgemeinten Rathschläge, die gewiß in der Brust eines jeden constitutionellen Ministers keimen werden, und entheben Sie Ihrer weiteren, jedoch nur solch ähnlicher Andeutungen.

Mögen Sie nicht unser zürnen! Wir haben diese Entgegnung nicht aus Drang zur Ironie geschrieben! Nein! nur eine allgemeine Mißbilligung dieser Ihrer Bemerkungen nöthigte uns zur Bekanntmachung

Wir konnten das Zeitungsblatt nicht eher weglegen, bis wir nicht entschieden ein gewissenhaftes Urtheil fällen konnten, und dieses lautete dahin, daß der Schluß Ihres Aufsatzes einen wetterwenderischen Charakter bekam, daß Sie sich dabei eines verbrauchten Styles bedienten, der das Olim von weiten riecht.

Sollten Sie uns in Betreff dessen eines Bessern belehren können, so nehmen wir unsere Ansicht gerne wieder zurück, zumal, da wir, als unansehnliche Landbewohner, uns nicht einmal befähigt und befugt hielten, gegen Ihre Meinung aufzutreten.

Fehlen ist menschlich.

Ihren übrigen Bemerkungen können wir eine gerechte und verdiente Anerkennung nicht versagen.

Leopold Metzker,
National-Garde in Schwechat.

Herr Redakteur!

Von Ihrer bekannten Liebe zum Gemeinwohle erwarte ich, daß Sie nachstehende Zeilen entweder aufnehmen oder den Gegenstand wenigstens einige Aufmerksamkeit schenken.

Erbarmet Euch unser, o Wiener!

Mit dem tiefen Schmerze, wie ihn der liebende Jüngling empfinden mag, wenn er am Traualtare die Schande seiner jungen Braut, — und vom geliebten Freunde sich verrathen sieht, ergreife ich meine ungewandte Feder, um bei Ihnen Trost, und so weit es in Ihrer Macht steht, Hülfe zu suchen. Rauschend im goldenen Flitterstaat ist die Freiheit erschienen; wir Landleute sahen und sehen sie nicht trotz aller Anstrengung; aber höhnische Gesichter sahen und sehen wir noch. Nicht der Engel der Freiheit, nur eine Aftergeburt, nur Trug und Täuschung war es, was in Kurzem nur dazu beitrug, die alten Ketten noch fester zu schmieden.

Während zu Wien die Fahne der Freiheit sich glorreich entfaltete, und unsere

Herzen Euch dankbar entgegenschlugen, da befahl uns das Kreisamt am 18. März die genaueste Erfüllung der Robbothpflichten und Gehorsam allen „wohlbegründeten" Rechten gegen die Gutsherrn; darauf folgte ein Regierungsdekret ähnlichen Inhaltes mit dem Auftrage, allen feudalen Pflichten bis Ende 1849 genau nachzukommen, wie sie bisher bestanden. Während in Euern Mauern die hundertjährigen Fesseln klirrend zersprangen, ist man bedacht, die unsern noch fester zu schmieden; man befiehlt uns den Zehnten zu geben und (wie früher) 104 Tage zu robbothen, ohne die geringste Entschädigung außer Hieben und Flüchen. Höre es erstaunte Welt, 5 Meilen von Wien robbothen wir 104 Tage des Jahres dem Grafen Lokatelli; man rechne, daß es (heuer) 53 Sonntage, 15 kirchlich gebothene und 10 nicht kirchlich gebothene Ruhetage gibt, und in unseren Klima der Winter mit Einschluß sonstens in der Agrikultur ungünstiger Tage 120 Tage uns entzieht; kaum 64 Tage bleiben zur Pflege unserer Felder, eine Zeit, welche von der Frühlingssaat nicht einmal bis zur Blüthe reicht, und welcher Zeitverlust nur durch einen ungeheuren Aufwand ersetzt werden kann; darin liegt der Grund der allgemeinen Verarmung auch der größten Wirthschaftsbesitzer. Und haben wir in Staub und Regen gepflügt und gesäet, im heißen Sonnenbrande geschnitten und gebunden, so müssen wir nicht die Zehnten, sondern die schönsten Garben von unsern und unsers Nachbarn Feldern noch in die hochherrschaftliche Scheune; das Einzige, das Letzte was als ein bescheidener Lohn unseres Schweißes uns gehören sollte; und diese hundertjährigen willkührlichen Lasten noch ein Jahr, und noch ein Jahr u. s. f. Wie wäre Euch, geliebte Wiener zu Muth gewesen, wenn ihr auf Eure Bitten zur Antwort bekommen hättet: Im Jahre 1849 bekommt Ihr eine Nationalgarde, — eine Preßfreiheit? Oder denkt Ihr diese Lasten wären uns minder drückend? Man will uns nicht frei geben; und unsere Beamten schildern uns die Folgen Eurer muthig errungenen Freiheit gräßlich, und ein Prälat besoldet hierorts eigene Spione. Nennt Ihr das Freiheit? Wann wird der Tag des Heiles kommen, wo ein Erlöser den Teufel austreibt, der wie ein brüllender Löwe geht und sucht, wen er verschlinge. Zwar erheben sich schon viele Stimmen, und das Volk ist in fieberhafter Aufregung; nicht Friedensbothschaften genügen mehr; es sehnt sich nach Stürmen Ihr, an denen es liegt uns friedliche Tage zu bereiten, führet die Zeit nicht mit Gewalt herbei, wo unsere Säbeln zum bluttriefenden Schlachtschwerte werden.

(Fortsetzung folgt.)

NB. Von den meisten Thürmen zu Lande wehen deutsche Fahnen.

J. E. Hemeistinger.

(Oeffentliche Erklärung). Von vielen Seiten sind mir Gerüchte zu Ohren gekommen, die darauf hinarbeiten, meinen Charakter in den Augen meiner Mitbürger zu Grunde zu richten. Man hat mich als Republikaner, als Anarchisten,

als ehrgeizigen Demagogen bei einer Classe von Menschen verschrien, die jeder Gattung von Gerüchten nur allzuleicht zugänglich ist. Warum? Wegen der Opposition gegen den Herrn Grafen Hoyos. — Sie ist nicht von mir ausgegangen, sie entsprang einzig und allein aus der Natur der Freibewegung unserer Zeit; sie ist nicht mein Werk, mein Name aber war ihr Träger, ihre Fahne. Hat diese Opposition Gutes geschaffen, hat sie ein Institut gestärkt, an dem so Vieles hängt, dann bin auch ich belohnt. Ich habe mich nicht gescheut, die Wahrheit zu sagen, als es noch des Muthes bedurfte, sie auszusprechen; ich habe sie aller Welt, ich habe sie den Prinzen unseres Kaiserhauses gesagt. Haben dieß gar so Viele gethan? Darum sage ich auch jetzt, was ich denke. Jene Verleumdungen schreibe ich der alten Partei zu, welche die Kräfte der jungen Zeit systematisch verdächtigt, und ich erkläre ohne Rückhalt diejenigen Personen, welche jene Gerüchte erfanden, für Schurken, die, welche sie geflissentlich verbreiteten, für böswillige Lügner, denen aber, die sie glaubten, vergebe ich mit ganzer Seele. Mein Leben liegt Allen klar vor. Ich frage laut: Trägt meine Ehre einen Flecken? Meine Zunge und mein Herz sind nicht erst am 15. März frei geworden: das weiß die ganze Welt, das wissen die am besten, welche mich am meisten verleumden. Und dieses Herz ist zu stolz, aus Anlaß jener Gerüchte ein anderes Glaubensbekenntniß abzulegen, als das der innigsten Liebe und Hingebung für mein Vaterland, der unerschütterlichsten Treue für meinen Monarchen. Ich fordere alle Ehrenmänner auf, mir die Verleumder bekannt zu machen, denn persönlich will ich mich an die halten, die ihre feile Zunge gegen mich zu Markte tragen. Schließlich ersuche ich die Herren Redakteure der Wiener Journale, diese Erklärung in ihren Blättern abzudrucken. Ich danke ihnen im Voraus für diesen Act gerechten Biedermuthes.

Wien, am 24. April 1848.

Carl Moering,
k. k. Hauptmann im Geniecorps.

(Dr. Vogel's Erwiederung.) In einem Artikel von Nr. 21 der „Constitution" hat mich Hr. Esterle als seinen ehemaligen Stellvertreter bezeichnet, was ich doch nie sein konnte, da im Gegentheile Er in derselben Abtheilung des k. k. Krankenhauses Praktikanten-Dienste leistete, wo ich zur selben Zeit als Secundararzt diente und da ich somit früher als Er Sekundarius wurde. Ich berufe mich hierbei auf Alle, die damals im k. k. Krankenhause angestellt waren und die gewiß mit ungläubiger Miene die Zumuthungen gelesen haben, welche in jenem Artikel den Hrn. Regierungsrath Schiffner und auch mich verletzend berührten.

Gedruckt bei Franz Edlen von Schmid.